

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 279.

Donnerstag, 12. Oktober

1933.

Die Affäre Dahlskop

Roman von
HANS LEHR

12. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Viljencranz hat das Gefühl, als werde Dahlskop sich in sadistischem Behagen an seiner Verlegenheit; er überprüft die dargereichten Monopolverträge mit zwei bedeutenden europäischen Staaten, deren Vollzug ihm ebenfalls neueste Neuigkeit ist. Er erblaßt noch mehr.

„Lassen Sie mir die alte Bilanz hier; stellen Sie eine neue auf, ergänzen Sie sie mit diesen Ziffern und bringen Sie sie mir gleich“, ordnet Dahlskop geschäftsmäßig ruhig an.

Viljencranz notiert und eilt danach mit einem unterwürfigen „Sofort, Mister Dahlskop“ davon.

Dahlskop blüht ihm nach und murmelt, als er draußen ist, das eine kurze Wort:

„Hanswurf!“

Er blättert unter höhnischem Lächeln in den Wertpapieren. Der Besitzer der Winkeldruckerei, der sie ihm hergestellt hat, ist einer der Blutsauger, die ihm mit ihren Erpressungen das Leben sauer machen; er erhält eine hübsche Rente. Der Dienst, den die Papierchen ihm jetzt leisten, ist tausendmal bedeutender als dies Opfer. Mit zynischem Lächeln betrachtet er die Unterschriften des Finanzministers und des Generaldirektors der Notenbank. Gefälscht, von ihm persönlich gefälscht, genau so wie diese Staatsmonopolverträge. Die Sachen sind ihm ausgezeichnet gelungen; er ist zufrieden mit sich; zum Unterschriftenfälschen und Ähnlichem hat er immer Talent gehabt. Wenn Viljencranz die Bilanz nicht unterschreiben will, wird er selbst den Namenszug des Generaldirektors unter sie setzen. Lächerlich, daß dieser Narr geglaubt hat, ihn aus der Fassung bringen zu können —. Er atmet auf. Der Durchbruch ist gelungen, er bleibt sich selbst treu; er hat die Hemmungen, die, seit er Anna kennt, Einfluß auf ihn gewonnen haben, überwunden. Es ist bereits viel Zeit verflossen, doch es wird noch nicht zu spät sein, hoffentlich, sicher nicht.

Viljencranz bringt die ergänzte Bilanz. Dahlskop prüft sie kurz und nickt in selbstverständlicher Sicherheit.

„Sie haben mir gute Dienste geleistet, Viljencranz, Sie haben aber auch den Grundstock meines Wohlwollens aufgebraucht. Ihre Existenz liegt in Ihrer eigenen Hand; nehmen Sie sich in acht!“

Viljencranz schießt das Blut ins Gesicht; er beugt den Oberkörper.

„Verzeihen Sie mir bitte, Mister Dahlskop; meine Nerven waren mit mir durchgegangen. Ich hatte mir soviel Sorge gemacht; die Krisis — — —“

„Es liegt an Ihnen, dafür zu sorgen, daß ich an den Vorfall nicht erinnert werde.“

Viljencranz verbeugt sich nochmals tief und entfernt sich eilig.

Dahlskop zündet sich eine Zigarette an und lacht laut vor Befriedigung. Viljencranz hat es nicht gewagt, die Bilanz ohne Unterschrift abzuliefern; wenn die Sache schief geht, werden an diesem Namenszug verschiedene Jahre Gefängnis kleben. Ein Chaos wird das aeben, wenn's nicht klappert —, doch es wird

klappen; dafür ist er Birger Dahlskop; er hat sich wieder gefunden. Ist es noch Zeit? Es muß noch Zeit sein. Sorgfältig verschließt er die gefälschten Wertpapiere und Verträge.

19.

Krisentrommelfeuer.

Nur Anna begleitet Dahlskop. Ein Flugboot bringt sie nach Bremerhaven. Sie gehen an Bord des Schnelldampfers „Europa“. Wie immer, wenn Dahlskop fremde Transportmittel benutzt, hat er um Geheimhaltung seines Namens bitten lassen; er hat keine Lust, sich von Berichterstattern ausfragen oder filmen zu lassen. Er hat andre Sorgen.

Er überschreitet den Lauffteig, ohne sich umzublicken; das Hochgefühl, das ihn sonst beim Betreten der Schiffsplanken erfüllt hat, bleibt diesmal aus. Er verläßt eine Umgebung, in der ihm vieles zur Last geworden ist, und er begibt sich in eine andre, die ihm von vornherein zuwider ist. Nette Aussichten; wenn er in dieser Stimmung in New York ankommt, wird es mit dem Erfolg schlecht bestellt sein; auf der Reise muß er die persönliche Höchstleistung wieder erreichen.

Der Junker mag sich Gedanken machen, wer der in der Luxuskabine fahrende Mister Reginald Miller ist, der fortlaufend chiffrierte Depeschen erhält. Für Anna sind die Geheimwörter genau so unleserlich wie ägyptische Hieroglyphen. Dahlskop liest die Nachrichten spielend. Viljencranz übermittelt Hiobsbotschaften über Hiobsbotschaften. An allen Ecken und Kanten knistert es im Gebälk der Weltwirtschaft. Mit unheimlicher Selbstverständlichkeit sinken die Rohstoffpreise weiter. England gibt den Goldstandard auf, südamerikanische Staaten stellen den Anleihezinssendienst ein und erklären Zahlungsaussetzungen. Die Länder schließen ihre Wirtschaftsgebiete mit Hochschutzzollmauern von der übrigen Welt ab. Schier über Nacht lodert der Kampf aller gegen alle auf. Ein Wettlauf von Verordnungen über die Zwangsbewirtschaftung von fremden Zahlungsmitteln setzt ein.

Es ist schönes Wetter. Dahlskop macht an Deck kilometerlange Spaziergänge. Die Seeluft färbt seine Wangen; ihre Frische steht in seltsamem Gegensatz zu seinen geprehten Lippen. Als ganz großer Spieler verliert er auch unter der Auswirkung des Entgleitens der letzten Aussichten nicht die in jahrzehntelanger Übung in Fleisch und Blut übergegangene Selbstbeherrschung. Innerlich verzehrt er sich. Jede dieser Nachrichten ist ein Todesurteil. Hat die Fahrt nach Amerika überhaupt noch Sinn? Er hat die Posten der Generalbilanz seiner Unternehmungen im Kopf. Fast alle Ziffern stimmen nicht mehr; der Wert der Aktiven, Rohstoffe und Fertigfabrikate gleitet von Tag zu Tag ab, nur der Betrag der Passiven, der Schulden in Form von Anleiherückzahlungs- und Zinszahlungsverpflichtungen, sowie der laufenden Ausgaben zur Aufrechterhaltung der Betriebe wachsen von Tag zu Tag. Das Bell der Krise schlägt mit ungeheurer Wucht tiefste Ver

mögensstücke aus dem Baum seines Reichtums, denn sinken die Rohstoffpreise auf die Hälfte, dann haben seine Vorräte auch nur noch halben Wert, und fallen die Kurse der Wertpapiere um zwei Drittel der Vorkriegsnotierung, dann haben seine Bestände nur noch ein Drittel des früheren Wertes. Vor vier Wochen wäre dem Zusammenbruch durch Abstoßung von Werten, durch Sicherung der Liquidität, der Geldflüssigkeit noch zu begegnen gewesen. Wohl hätte er auch damals schon gewaltige Verluste erlitten, aber er hätte sich behaupten können. Er hat den Anschluß verpaßt; er muß es sich gestehen. Sein Sinn für die Wirtschaftsverhältnisse hat ihn verlassen; er liegt schief. Er hat mit vorübergehender Schwäche und darauffolgender Hausse, mit dem Wiederanstiegen der Preise gerechnet; was statt dessen kam, war ein Zusammenbruch der Weltwirtschaft. Sein Vermögen ist so stark zusammengeschmolzen, daß seine Verpflichtungen nur noch zu einem Viertel gedeckt sind. Das Loch ist nicht mehr zu stopfen, nicht mehr mit echten Mitteln und nicht mehr mit Fälschungen. Was wohl auf der ganzen Erde kein Mensch für möglich halten wird, ist geschehen: Er, Birger Dahlskop, ist nicht mehr liquid, nicht mehr flüssig; ja, nicht nur das, er ist — er ist — ruiniert.

Es ist still an Deck. Nach dem Essen ruhen die Reisenden. Das Schiff macht gute Fahrt. Dahlskop lehnt sich an die Reling und blickt die haushohe Schiffswand hinab. Vor vier Wochen hätte er das Unheil noch abwenden können, wenn seine Entschlußkraft nicht von diesen wenigen Worten „alles in Ordnung“ gelähmt worden wäre. Er, in dessen Leben Frauen nie eine entscheidende Rolle spielen durften, ist an einer Frau, an seiner Liebe zu Anna, gescheitert. Schicksal? Vergeltung? Er schüttelt ärgerlich den Kopf. Es hat keinen Sinn, die Schuld außerhalb seiner Person zu suchen; er hat Fehler gemacht und muß dafür büßen.

Was hat der weltbekannte Bankier Löwenstein nach seinem Sturz aus schwindelnder Höhe getan, nach seiner Niederlage im Kampf um die Alleinherrschaft in der Kunstseidenindustrie? Über dem Meer ist er aus dem Flugzeug gefallen. Ob aus Versehen oder infolge eines unglücklichen Zufalles? Wahrscheinlich, sicher sogar — nicht.

Dahlskop blickt sich um. Niemand achtet auf ihn. Wenn er über Bord fällt, ist die Frage, was nach dem Zusammenbruch geschehen, was werden soll, für ihn beantwortet —

Er preßt die Hände auf die Reling. Sein Herz schlägt dröhnend; Frost schüttelt ihn. Es handelt sich ja nur um das Ausbringen des bißchen Kraft, das zum Schwung auf die Reling notwendig ist —, alles andere wird sich dann von selbst abwickeln. Es ist lächerlich, vor dem Tod Angst zu haben —; die paar Sekunden letzten Kampfes des Selbsterhaltungstriebes sind rasch verflossen —, und dann — weiß er ja von nichts mehr.

„Das erstemal, daß ich Sie in der Bewunderung des Meeres sehe, Mister Dahlskop.“

Er zuckt zusammen und fährt herum, als hätte er einen Stoß verfehlt bekommen. Heiter lächelnd, jugendlich frisch und glücklich über die Seereise steht Anna vor ihm.

„Ich bin schon so oft über See gefahren, wenn auch nicht nach New York, daß ich mir aus dem Anblick des Meeres nicht mehr viel mache“ würgt er hervor.

Anna sieht die fahle Blässe seines Gesichtes, die flackernden Augen, die zu einer Linie gepreßten Lippen und das jeder Beherrschung spottende Zucken seiner Schläfenerven; sie erschrickt und ergreift seine Hände.

„Sie sind krank, Mister Dahlskop; weshalb rennen Sie aber auch wie geheht ununterbrochen über Deck und ruhen sich nicht aus? Kommen Sie, Sie müssen sich niederlegen.“

Er nickt erschöpft und folgt ihr. In der Kabine reicht sie ihm Kognak; er setzt sich und trinkt mehrmals. „Das hat nichts zu bedeuten, Miß Anna“, sagt er.

„Ich habe mich wohl etwas erkältet.“

„Das machen Sie mir doch nicht vor, Mister Dahlskop“, protestiert sie.

Er raucht und schweigt nach einem langen Blick auf ihre frauliche Gestalt und in ihr klares, kein Arg kennendes Gesicht. Anna Bidermann wäre die Frau, der zuliebe er seine Abneigung gegen eine dauernde Bindung hätte überwinden können. Wahrscheinlich, sicher sogar wäre er ein anderer Mensch geworden, wäre vieles, vielleicht alles anders gekommen, wenn er sie früher kennengelernt hätte. Jetzt — ist es zu spät. Es ist kein Unglück, daß sie in einem entscheidenden Augenblick in sein Leben getreten ist, zu einem Zeitpunkt, zu dem er keine Wahl mehr hatte, sondern dem Zwang hätte folgen müssen, auf dem eingeschlagenen Weg weiterzugehen. An seinem folgewidrigen Verhalten wird er nun wahrscheinlich zugrunde gehen. Soll er es ihr übel nehmen? Es wäre lächerlich, wollte er es sie entgelten lassen. Was weiß denn sie? Nichts; sie weiß nur, daß alles in Ordnung ist; sie glaubt es, und sie glaubt an ihn. Nein, es hat keinen Sinn, Bitterkeiten nachzuhängen. Er will dankbar sein, daß sie noch bei ihm ist.

„Ich danke Ihnen nochmals, Anna; ich will versuchen, etwas zu ruhen.“

Er streckt sich nicht aus, als sie gegangen ist, sondern schreibt eine Depesche an Viola Melin in London; es sind nur wenige Zeilen: „Der Weg war schön; wie schade, daß das Schicksal zum Lebenswohl zwingt. Birger Dahlskop.“

Viola wird erschrecken und weinen; er weiß, daß er ihr mehr war als der mächtige Gönner und Förderer und Kamerad auf einer Straße Lebensweges. Es geht nicht anders; sie soll von ihm selbst wissen, daß die Wege sich trennen. Sie ist eine bedeutende Künstlerin und ein starker Mensch; ihre materielle Lage ist gesichert, und über den seelischen Schlag wird sie hinwegkommen — müssen, wie er mit sich fertig werden muß.

Als Dahlskop dem Junker die Depesche gegeben hat, packt ihn wieder das Aufbegehren. Er ist ein Feigling, daß er sich treiben läßt; war er nicht einst stolz darauf, daß er Herr seiner Nerven und seines Willens war? Ist er nun auch so weit, daß das Leben ihn lebt? Ja, natürlich, er will sich wehren, und er wird sich wehren; er wird sein Leben so teuer wie möglich verkaufen. Wieder stützt er sich auf die Reling und blickt die haushohe Schiffswand hinab. Es steht schlimm um ihn; er ist, statt zu handeln, bereits bei Phrasen angelangt, bei fast- und kraftlosen Redensarten. Er ist wirklich sehr müde; er wird sich niederlegen; in New York benötigt er Kräfte.

20.

Alle Sünden rächen sich.

Auch im Waldorf-Astoria-Hotel in New York trägt Birger Dahlskop sich als Reginald Miller aus London ein. Zum erstenmal nennt er in Amerika seinen richtigen Namen, als die telephonische Verbindung mit dem Banthaus Durvea u. Brice hergestellt ist und Mister Durvea selbst sich am Apparat meldet.

„Wer ist da?“ fragt Mister Durvea nachdrücklich zurüd.

Dahlskop wiederholt seinen Namen energisch.

„Ah, Verzeihung, Mister Dahlskop, ich glaubte im ersten Augenblick nicht richtig verstanden zu haben, da Sie mir vor acht Tagen doch sagten, daß Sie sofort nach London abreisen wollten.“

„Ich hätte Ihnen vor acht Tagen gesagt —“ erwidert Dahlskop verwundert. „Das muß ein Irrtum Ihrerseits sein; vor acht Tagen befand ich mich noch in Stockholm, und ich wäre auch jetzt noch nicht hier, wenn ich nicht mit der „Europa“ gefahren wäre.“

„Sie belieben zu scherzen, Mister Dahlskop; Sie haben Brice und mich doch mehrmals besucht; Sie haben sich durch Vorlage Ihres Passes ausgewiesen, haben den Scheck über fünfundsiebenzig Millionen Dollar in Empfang genommen —!“

„Was habe ich —?“ schreit Dahlskop auf. „Sind Sie verrückt, oder bin ich es? Ich muß doch wohl am besten wissen, daß ich Birger Dahlskop bin. Ich wiederhole Ihnen: Vor acht Tagen befand ich mich in Stockholm. Ich komme sofort zu Ihnen!“ (Fortf. folgt.)

Schicksal und Leben.

Zeigt dir das Schicksal keine Schuld,
So frag' dich selber in Geduld,
Ob's unverdient dich drückt?
Man ist an seinem Unglück schuld,
Doch auch an seinem Glücke.

Was ist das Glück? Und wer ist glücklich?
Glück haben hat oft falschen Schein,
Und glücklich sein,
Gelingt nur augenblicklich.

Was ist es, was wir Freude nennen?
Ein Blümchen, blühend kurze Zeit,
Bis wir, wenn es verblüht, erkennen,
Daß seine Frucht nur bittres Leid.

So mancher schmäh't die Wirklichkeit
Und möchte nur in einer Traumwelt wohnen
Und übersieht, daß jene allezeit
Dem Menschen schön're Güter leiht,
Als Träume schenken oder Illusionen.

Richard Zoosmann.

Der Glockenläuter Medardus.

Von Heinz Steguweit.

Bis zum Glockenstuhl waren es genau 70 knarrende Stiegen. Wer sich aber diese Arbeit machte, wurde oben für sein Herzklopfen reich belohnt. Man sah nicht nur auf alle roten Schindeldächer von Hammersbach, da rieselte auch zwischen Pappeln und stumpfen Weidenbäumen die Erft. Im Westen standen die Höcker der Eifelberge wie eine Kameltarawane am Horizont, und linker Hand qualmten die Essen fleißiger Braunkohlengruben. Dieser Blick ins Land war ein Geschenk. Wer aber bemühte sich um ihn?

Die Hammersbacher waren ernste Bauern, verwittert und vollgelesen von der Herbitz ihrer Landschaft. Gingen sie Sonntags zur Kirche, so ließen sie sich willig von den Glocken rufen. Sie folgten auch, wenn zur Hochzeit oder Feuersbrunst geläutet wurde. Aber auf den Turm zu steigen, in diese morsche, unheimliche Gehirntammer, wo Eulen und Fledermäuse nisteten, wo es spulte und nach jedem Gewitter schwefelig roch? Dieses Abenteuer überließen sie gerne dem alten Medardus, der heute im 60. Jahr das dicke Läutefeil zog. Medardus selber war 80 Jahre alt. Er hütete noch eine Schafherde. Den Schlüssel zum Glockenstuhl steckte er nachts unter das Kissen, aus Angst und Sorge, man könnte ihm seine heilige Arbeit streitig machen. Krank war er nie. Mit dem Sterben hatte er gar keine Eile, und denen, die eben an seinem Bette knieten, um ihn mit nassen Lappen und Melissegeist zu erfrischen, wollte er nicht glauben, daß man ihn weiß und kalt auf der 70 Stiegen hohen Turmtreppe gefunden hatte.

„Hier!“ meckerte er immerzu und tippte sich mit dem linken Zeigefinger auf die Stirn. „Hier! — Wie könnt ihr das sagen!“

Der Ortsdottor lachte. Der Pastor mußte auch lachen. Als aber Medardus, vom Troß hochgetrieben, aus der Bettstelle turnen wollte, fiel er wieder zurück, so schwach und schlapp, als habe er keine Wirbelsäule mehr.

„Schlaganfall“, flüsterte der Arzt.

„Schlimm?“ fragte der Pfarrer besorgt.

„Nur Ruhe halten und nie mehr auf die Kirche klettern lassen! Es geht nicht. Er ist zu alt, zu verschliffen!“

Die Hammersbacher ahnten seit Jahren schon dieses Unglück, vierzehn Tage hatte der alte Medardus mindestens im Bett zu bleiben. Man legte ihn so lange ins Gemeindespital, wo es immer nach Jodoform und Mehlsüppchen duftete. Die Schafherde des Alten hütete ein junger Meister aus dem Nachbardorf. Die Glocken aber blieben vorläufig ungeläutet, sonst wäre Medardus gestorben vor Eifersucht und Entsetzen.

Indessen: Der Pastor sah mit den Ältesten seiner Gemeinde zu Rat, ob dieser Zustand haltbar sei; denn einerseits könne eine alte, ehrwürdige Kirche nicht wochenlang stumm bleiben, andererseits wolle man einem verdienstvollen Glockenläuter von 80 Jahren das Häppchen nicht versauern, das er — halbblind und gelähmt — noch zu leben habe. Aber die Rücksichtsvollen von Hammersbach kamen zu keinem klaren Entschluß. Immer wieder ließ der alte Medardus

sagen, er dulde keine fremde Faust an seinen Seilen. Er habe vor, ein Methusalem zu werden. Fluch und Wehe allen, die es anders wollten!

„Dickschädel!“ stampfte der Doktor, der eben wieder mit bedenklichem Kopfschütteln des Glockenläuters schwache Pulse maß.

„Sei vernünftig, Medardus“, bat der Pfarrer. Aber das war für die Raß gepredigt.

Da fand der Amtmann eine prächtige Lösung: Elektrisch läuten lassen! Der fromme Graf von der Donnerburg würde gewiß das fehlende Moos stiften. — Auf wen sollte der greise Starrkopf da noch eifersüchtig sein?

„Hm!“, brummte der Pfarrer und ging zu Medardus, der seine 14 Tage im Siechenhaus längst um hatte. Und der Glockenzieher, der eben die Zeitung sinken ließ, und die Brille vom Nasenrücken auf die Stirne schob, schlug Federn aus der Bettdecke und wettete los:

„Elektrische Glocken? Darf man das, he?“

Der Pfarrer nickte verlegen:

„Ist keine Sünde, Medardus!“

„Tjawoll, eine Lästerei! Gott will keine Maschinen!“

Hier hielt der Alte seine Zeitung dem Gottesmann vors Gesicht und leierte sich in eine Mordswut hinein:

„Hopp! Lejen! Eisenbahnunglück, Flieger verbrannt, Ertunkene im Bergwerk, Schiffe verschollen, Fabriken explodiert. Jeden Tag neues, jede Stunde anderes. Gott will keine Maschinen. Und meine Glocken? Soll etwa noch elektrisch gepredigt werden? Oder elektrisch getauft? Wohin treibt ihr?“

Den Pfarrer packte die Sorge; Medardus war ein Prophet, freilich ein falscher. Sollte er dem alten Loren den Widersinn seiner Weisheit klar machen? Im sagen, daß seine Brille, sein Hemd, seine Toppillen, seine beweiskräftige Zeitung, ja selbst seine Glocken und Stride von Maschinen geschaffen seien?

„Medardus, ein Wort nur! Du bist alt und krank. Es geht um deine Gesundheit. Die schweren Glocken . . .“

Der Gelähmte ließ den Gottesmann nicht fertig reden. 60 Jahre hatte er die Seile gezogen. Er würde sie weiter ziehen. Auf einmal sollte er zu wackelig sein? Als Achtziger, der noch so frischweg rasonieren konnte?

„Ne, das geht nicht so von eben auf jetzt!“

Die rechte Hand, die Medardus zum Abschied reichen wollte, blieb in der Steppdecke zuckend liegen. Der Muskel parierte nicht. Da bot er knirschend die linke, und die gehorchte, denn der Hirnschlag war nach der anderen Seite gefahren.

Sehen Sie, Herr Pastor, die Linke! Ich reiße noch Pappeln aus und schwimme quer durch die Erft!“

„Aber das Seil wollen wir länger machen, Medardus, dann spart dein Herz die 70 Stufen!“

„Meinswegen!“

Als der Gottesmann wenigstens dieses Zugeständnis in der Tasche hatte, verließ er — mit dem Handrücken über die nasse Stirn wischend, von unten auf Lust hebend — das Gemeindespital. Flink pustete er den Duft von Jodoform und Hasergrübe aus der Nase ins rote Sattuch. Wie wohl das tat!

Nach acht Wochen wurde Medardus entlassen. Früher nicht. Man hatte seine Gründe. Die Gemeinde stiftete ihm eine Krücke in die rechte Achselhöhle. Neue Kleider bekam er vom frommen Grafen aus der Donnerburg. Die Krankenkasse bewilligte nach langen Verhandlungen zwei schärfere Brillengläser für das lahme, halbblinde Sorgentind von Hammersbach.

Und jeden Morgen holt Medardus wieder den Schlüssel unterem Kissen fort, humpelt dann zum Kirchhügel, schließt auf und hat das Seil schon in der mürben Faust, denn seit einigen Tagen hängt es lang herunter bis in die Tür. Und Medardus klemmt die Krücke an die Rippen, zieht mit der linken Hand am Tau, und die Glocken schwingen alle fünf, so lauter und melodisch, als sei Medardus stark wie ein Beger.

Der Pfarrer, der Doktor, der Amtmann und alle Hammersbacher müssen einsehen, daß man dem Achtzigjährigen beinahe Unrecht getan hätte.

„Na also!“ poltert Medardus.

Er wird noch lange rüstig bleiben. Die Glocken werden wader wie nie gehorchen — denn der Pfarrer schaltet daheim alleweil pünktlich den Strom ein, sobald der lahme Dickschädel am Läutefeil zupft . . .!

Protektion.

Von Nathy Urban.

Der albanische Unterrichtsminister saß an seinem Diplomaten Schreibtisch und las zum dritten Male einen Brief. Jemand schien ihm peinlich zu sein. Dann aber gab er sich einen Ruck und schlug mit dem Zeigefinger in den Klingelaster. Der Sekretär erschien.

„Ich habe soeben von einem alten Jugendfreund einen Brief erhalten“, sagte der albanische Unterrichtsminister im vertraulichen Ton, „er bittet mich darin, für seinen Sohn etwas zu tun. Der Junge soll sonst einer der fähigsten Schüler des Staatsgymnasiums sein, jedoch versagt er in Mathematik vollständig. Es ergibt sich jetzt für den Vater die Gelegenheit, den Jungen nach Schluß bei einer Großbank unterzubringen, was aber bei einem Nichtgenügend in Mathematik ganz ausgeschlossen erscheint. Sie verstehen?“

Der Sekretär nickte stumm. Der Minister fuhr fort:

„Wie Sie wissen, gibt es bei mir keine Protektion. In diesem besonderen Falle aber könnte man vielleicht bei dem Mathematikprofessor anfragen, ob der Fortschritt dieses Schülers nicht doch einem Genügend entspräche. Selbstverständlich ohne jeden Druck von unserer Seite.“

„Sehr wohl, Excellenz.“

Der Sekretär verneigte sich, machte einige Notizen und verschwand.

Eine halbe Stunde später verlangte der Sekretär am Fernsprecher jenen Mathematikprofessor des Staatsgymnasiums zu sprechen.

„Der Unterrichtsminister“, sagte er, „es handelt sich um Ihren Schüler Fritz Hud. Der Herr Unterrichtsminister würde es gern sehen, wenn der Junge in Mathematik ein Genügend bekäme.“

„Ja — aber —“

„Es ist ein Privatwunsch seiner Excellenz.“

Der Professor zögerte.

„Muß es unbedingt ein Genügend sein? Der Schüler verdient bestimmt nicht —“

Die kalte Stimme des Sekretärs unterbrach:

„Wenn Sie nicht dafür sind, Herr Professor, werde ich selbstverständlich Excellenz sofort Bericht erstatten.“

„Aber bitte — nein — um Gotteswillen — selbstverständlich bekommt der Junge sein Genügend. Bitte dem Herrn Unterrichtsminister meine besondere Verehrung auszurichten.“

So bekam der Schüler Fritz Hud in Mathematik sein Genügend und landete mit Mühe in der Großbank.

Jahre vergingen. Der albanische Unterrichtsminister war längst nicht mehr Minister und schon gar nicht mehr in Albanien, als sich eines Tages der alte Hud und jener Mathematikprofessor kennenlernten und anfreundeten.

„Ich muß Ihnen ein Geheimnis verraten, mein lieber Hud“, sagte der Professor nach der dritten Flasche Wein, „mit der Mathematiknote Ihres Sohnes ging es damals nicht mit rechten Dingen zu!“

„Ich weiß, ich weiß“, grüßte fröhlich der alte Herr, „ich habe damals selbst ein wenig nachgeholfen mit Hilfe meines Freundes, des damaligen Unterrichtsministers. Nichts für ungut, lieber Professor, das Genügend habe ich dem Jungen doch damit herausgeholt.“

Der Professor sah entgeistert auf:

„Was heißt herausgeholt? Ich wollte dem Jungen doch ein Sehr gut geben, da er sich im letzten Semester so großartig verbessert hat und nur auf den ausdrücklichen Wunsch des Ministers wurde es ein Genügend.“

Beethoven spielt...

Eine Anekdote von Albert Demald.

Eines Abends ging Beethoven in Wien an einem kleinen Haus vorbei und hörte jemand ein Bruchstück aus seiner Sonate F spielen. Er blieb stehen, um zu horchen. Da hörte er eine sanfte Stimme sagen:

„Ich würde viel darum geben, wenn ich dieses Stück von jemand hören könnte, der es im Sinne des Komponisten spielen würde.“

Beethoven öffnete leise die Tür und trat in ein kleines Stübchen, an das eine Schuhmacherwerkstatt grenzte.

„Verzeihen Sie“, sagte der große Lordichter ein wenig verlegen, „ich hörte Musik und war versucht, einzutreten. Ich bin nämlich Musiker.“

Ein junger Mann, der sich mit einem Mädchen zusammen in der Stube befand, nahm eine ernste, unwillige Miene an. Beethoven entschuldigte sich deshalb weiter:

„Ich hörte auch einige Worte sprechen. Sie wünschten

zu hören... Sie möchten gern... kurzum, wollen Sie mich spielen lassen?“

„Danke“, sagte der Schuhmacher kurz angebunden, „anßer Klavier ist schlecht und außerdem habe ich keine Noten.“

„Keine Noten? Wie spielte aber das Fräulein...?“, verlegte Beethoven. Er hielt mitten im Satz inne und errötete, denn das junge Mädchen hatte sich zu ihm gewendet und sah ihn traurig an. Ihre verschleierte Augen sagten ihm, daß sie blind war.

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung“, stammelte Beethoven, „aber ich bemerkte nicht gleich... Sie spielten also aus dem Gedächtnis?“

„Vollkommen.“

„Und wo haben Sie diese Musik gehört?“

„Auf der Straße. In der Nachbarschaft spielt jemand Klavier, und wenn die Fenster offen sind...“ Das blinde Mädchen schwieg plötzlich.

Beethoven sagte kein Wort weiter, sondern setzte sich an das Instrument und begann zu spielen. Selten mag er mit so warmer, tiefer Empfindung gespielt haben, wie an jenem Abend auf dem alten Piano für das blinde Mädchen. Schließlich erhob sich der Bruder, näherte sich Beethoven und sagte mit leiser Stimme:

„Wunderbarer Mann, wer seid Ihr?“

Beethoven erhob sein Haupt, als ob er nicht verstanden hätte. Der junge Mann wiederholte die Frage. Beethoven lächelte, wie er nur zu lächeln verstand, mit jenem schwer-mühtigen, ernstesten Lächeln: „Hören Sie zu.“ Nun begann er die Sonate in F, die das Mädchen vorher gespielt hatte. Ein Freudenschrei entrang sich den Lippen des blinden Mädchens. Sie erkannte sofort den Spieler: „Beethoven!“

Als er geendet, erhob er sich zum Gehen, doch Bruder und Schwester hielten ihn fest: „Spielen Sie noch einmal, nur noch ein einziges Mal.“ Beethoven ließ sich willig wieder an das Instrument zurückführen. In diesem Augenblick drangen die hellen Strahlen des Mondes durch das vorhanglose Fenster und fielen voll und weich auf das sinnende, von innerer Erregung sanft gerötete Antlitz des blinden Mädchens. Da ruhte Beethovens mitleidvoller Blick auf diesem Bilde:

„Ich will ihr den Mondschein spielen“, sagte feierlich der Meister.

Nun begann er jene traurige, so wunderbar süße Melodie, deren Töne das Mädchen erfüllten wie die sanften Strahlen des Mondes, jene unsterbliche Melodie, welche die Welt später als „Mondschein-Sonate“ bewundern sollte.

Welt u. Wissen

* Der Einfluß des Klimas auf die menschlichen Temperamente. Während man aus der Rassenlehre her das nordische, östliche und westliche Temperament unterscheidet, macht die neuere wissenschaftliche Forschung den Versuch, die Menschen in Klima-Temperaturen einzuteilen. Solche klimatischen Temperaturen beeinflussen das Leben des Menschen in viel stärkerem Maße, als man es sich zumeist bewußt ist. Es wird der Versuch gemacht, diese Temperaturen in nachstehenden vier Gruppen einzuteilen: Das Süd-Temperament, das nordische Temperament, ein östliches und ein westliches Temperament. Bemerkenswerter Weise finden sich zahlreiche Parallelen auch zu den Einteilungen von der Rassenkunde her, wenngleich die Grenzen der Klima-Temperaturen nicht so scharf voneinander getrennt sind. Das Süd-Temperament drückt die Neigung aus zu heißen Sommern, milden Wintern, möglichst viel Sonnenschein und Trockenheit. Dagegen hat das nordische Temperament eine Neigung zu kühlen Sommern, kalten Wintern mit Schneewetter, aber sonst keine ausgeprägte Vorliebe in Bezug auf Niederschlag oder Trockenheit. Das östliche Temperament hat eine Neigung zum Kontinentalklima mit heißen Sommern, kalten Wintern, also starken jahreszeitlichen Gegensätzen, klaren Himmel und Trockenheit. Im Gegensatz hierzu neigt das westliche Temperament zu tunlichst geringen jahreszeitlichen Gegensätzen, für nicht zu heißen Sommern und milden Wintern, also zu einem maritimen Klima, wobei Vollen- und Niederschlagsreichtum, gleichviel ob in Form von Regen oder Schnee, nicht fördernd empfunden werden. Aber auch im jeweiligen Beruf, der ja oft genug auf bestimmte Witterungen angewiesen ist, sind die Neigungen individuell sehr verschieden, und auch hier machen sich nach dem großen grundlegenden Richtlinien der Rassenunterschiede Temperaturen bemerkbar.